



Illyrisches Blatt.

Donnerstag den 7. November.

Die beiden Kirchlein.

Auf der einen Seit' im Thale
Steht ein Kirchlein schmuck und fein;
Seines Glöckleins helles Klingen
Ladet laut zur Andacht ein.

Von den Bergen, aus dem Walde
Wandeln Bether nach dem Thal,
Um im Kirchlein auszuschnitten
Ihres Herzens Lust und Qual. —

Auf der and'rn Seit' am Berge
Steht ein Kirchlein schmuck und fein;
Seiner Glocke mächtig Klingen
Ladet ernst zur Andacht ein.

Aus dem Thale noch dem Berge
Steigen Bether rings hinan,
Um im Kirchlein auszuschnitten,
Was ihr Herz erleichtern kann.

Und was jene drunten suchen
In der Dämmerung im Thal,
Suchen diese wieder droben
Auf dem Berg im Sonnenstrahl.

Und der Suchende wird finden,
Sey es Thal, sey's Bergesjoch:
Droben, denk' ich, über Wolken,
Da begegnen sie sich doch.

Joh. Gabr. Seidl.

Waterländisches.

Gesammelt und mitgetheilt von J. L.

XLII.

Die Explosion des Pulverturms in Laibach. *)

Im Jahre 1686 am 28. April Nachmittag umzogen Gewitterwolken trauernd den Horizont, und umwandelten den Tag in schwarze Mitternacht, die nur durch häufige Blitze entschleiert wurde. Fürchter-

lich rollte der Donner, dessen dumpfes Gemurmel in den entferntesten Himmelsgegenden noch fürchterlicher wiederhallte. — Der Blitzstrahl beschädigte zwar mehrere Gebäude, jedoch ohne besondern Schaden, bis er zwischen 3 und 4 Uhr den Pulverturm, in dem über 500 Centner Pulver verwahrt lagen, traf und zündete. — Unter dem schrecklichsten Getöse, als wollte die zürnende Natur über Laibach all ihren Grimm ausprühen, zersprangen die Seitenwände des Thurmes, und die Hand der feurigen Gewalt streute die Steine des Gemäuers über die ganze Stadt nicht ohne merklichen Schaden hin. Die eiserne Thüre desselben wurde in einer unglaublichen Strecke, fast eine Meile weit, vertragen. Jedoch den größten Schaden erlitten die Häuser auf dem alten Markte in der Gegend um St. Florian, wobei ein Studierender das unglückliche Opfer dieses Unfalls wurde. — Der Thurmwächter (Zhvai), den seine Pflicht zwang, diesem schrecklichen Schauspiel der Natur zuzusehen, befand sich auf dem Gange an einem Wächthäuschen, und hatte sein zähriges Söhnchen neben sich. Auch dieses schleuderte der Schwall unter der augenscheinlichsten Todesgefahr vom Gange in den Thurm hinab, aber ein schützender Engel breitete hier über die gebrochenlose Unschuld seinen heiligen Fittig aus, und das Kind blieb ohne alle bedeutende Verletzung am Leben. —

XLIII.

Die Grafen Alcaini.

Alcaini, die Grafen, gehören zu den Herren und Landständen im Herzogthume Krain. Sie stammen aus einer altadeligen Familie der vormaligen Republik Venedig, wo sich ein Alcaini als Staatsanwald durch seine Beredsamkeit einen vorzüglichen Ruf erworben hatte. Johann Baptist Graf Alcaini trat früh in österreichische Militärdienste, wo er sich bis zu dem Range eines Feldmarschall-Lieutenants emporschwang, in welcher Eigenschaft er 1800 die

*) Balvasor, 3. Band. 11 Buch. S. 729 — 30.

Blokade von Tortona befehligte, und bald nach der Uebergabe dieses Places in Folge erhaltener Wunden den 8. October in Mailand starb. — Ein Sohn desselben, Cajetan Graf Alcaini, geb. zu Wien den 16. Mai 1792, gest. zu Prag 1833, als Capitän-Lieutenant bei dem 5. Jäger-Bataillon, machte sich als Schriftsteller bekannt, durch: Biographie des Vefirs Ali Pascha von Janina, Wien und Pesth 1825. In der österr. militärischen Zeitschrift 1822, 1823 und 1824 befinden sich Aufsätze von ihm.

XLIV.

Anton von Ambshell.

Anton von Ambshell war Dr. der Philosophie, inf. Prälät in Esuth, Lector und Domherr am Collegialstifte zu Preßburg. Er wurde in Krain 1749 geboren, trat in den Jesuitenorden, war Professor der Physik am k. k. Lyceum zu Laibach, sodann Professor der Experimentalphysik und Mechanik an der k. k. Universität zu Wien; wurde 1809 Domherr zu Preßburg, wo er am 14. Juli 1821 starb. Er schrieb: Anfangsgründe der allgemeinen Naturlehre, 6 Abtheilungen, Wien, 1791 — 92, m. K.; Elementa Physicae, ebd. 1807, m. K.; Elementa Matheseos, 2 Theile, ebd. 1807, m. K.

Den Originalen.

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule; kein Meister lebt, mit dem ich hühle; auch bin ich weit davon entfernt, daß ich von Todten was gelernt.“ Das heißt, wenn ich ihn recht verstand; „Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Göthe,

Fi = Ho = Ti,

oder

die Freuden des Rufes.

(Beschluß.)

Mit Einem Wort, man riß sich um Fi-Ho-Ti's Buch. Fi-Ho-Ti wurde der Mode-Schriftsteller.

Die Neuheit des literarischen Beifalls entzückte unsern Gelehrten, und er gab sich mehr als je dem literarischen Streben hin. Er schrieb ein neues Werk, und mit gleichem Erfolg; die ganze Welt erklärte, daß Fi-Ho-Ti seinen Ruf begründet habe, und er erhielt die glänzende Auszeichnung des Bin-sze.

Ward Fi-Ho-Ti durch seinen Ruf glücklicher? Wir werden sehen.

Er machte seinem Oheim, dem Mandarin, einen Besuch, weil er glaubte, daß dieser sich nicht wenig über den Erfolg seiner Ermahnungen freuen würde.

Der Philosoph empfing ihn mit einer verlegenen Kälte. Er sprach vom Wetter und vom Kaiser, von der letzten Pagode und von der neuesten Mode in Theetassen — aber kein Wort von den Büchern seines Nessen. Fi-Ho-Ti ward empfindlich, und brachte das Gespräch selbst darauf.

„Ach!“ sagte der Philosoph trocken, „ich habe gehört, daß du etwas geschrieben hast, was den Weibern gefällt; nun mit zunehmender Urtheilskraft wirst du auch solider werden. Aber um auf die Theetassen zurückzukommen...“

Fi-Ho-Ti ward bekümmert; er hatte die Liebe seines Oheims für immer verloren, denn er galt jetzt für gelehrter, als sein Oheim selbst. Die gewöhnlichste Kränkung, welche der Erfolg mit sich führt, ist die, daß unsere Familie uns häufig eben beschweden habe. „Mein Oheim liebt mich nicht mehr,“ dachte er, als er wieder in seinen Palankin stieg. „Das ist ein Unglück.“ Ach! es war die Wirkung des Rufes.

Fi-Ho-Ti war von Herzen freundlich und heiter; obgleich sich der Durst nach Vergnügen abgekühlt hatte, so hegte er doch noch die geselligen Wünsche der Freundschaft. Er sammelte von Neuem die Gefährten seiner Jugend um sich; er dachte, daß sie doch wenigstens sich freuen würden, daß ihr Freund ihrer Zuneigung nicht unwürdig sey. Er empfing sie mit offenen Armen; sie erwiderten seinen Gruß nur mit Schüchternheit und schlecht affectirter Theilnahme; ihre Unterhaltung floß nicht mehr ungedrungen; sie fürchteten sich, vor einem so gelehrten Manne eine Blöße zu geben; sie fühlten, daß sie nicht mehr auf gleicher Stufe ständen, und weigerten sich doch, ihn als etwas Höheres anzuerkennen.

Fi-Ho-Ti bemerkte mit unsäglichem Schmerze, daß sich eine Scheidewand zwischen ihm und den Gefährten vergangener Jahre aufgethürmt habe, ihr Treiben, ihre Empfindungen waren nicht mehr dieselben. Sie waren nicht stolz auf seine Erfolge, sondern eifersüchtig; die Freunde seiner Jugend wurden die Richter seines reifern Alters.

„Auch das ist ein Unglück,“ dachte Fi-Ho-Ti, als er sich des Nachts auf sein Lager warf. — Möglich — aber es war die Wirkung des Rufes.

„Aber,“ dachte der Gelehrte, „habe ich keine alten Freunde mehr, so kann ich mir neue erwerben. Die Männer, welche denselben Bestrebungen obliegen, müssen auch dieselben Neigungen haben. Ich trachte nach Weisheit, ich will mich um die Freundschaft der Weisen bemühen.“

Dies war eine große Idee von Fi-Ho-Ti. Er umgab sich mit den Schriftstellern, wigigen Köpfen und weisen Leuten von Pecking. Sie aßen an seinem Tische, ließen ihn ihre Manuscripte lesen — und eine

schlechte Handschrift ist kein Spaß in China! — und schmähten jede Woche anonym in den Peking Journalen. Das Herz Si-Ho-Ti's erkannte, so sehr es sich nach Freundschaft sehnte, die Unmöglichkeit, unter den Literaten China's einen einzigen Freund zu finden; sie waren alle zu voll von sich, als daß sie an Neigung für einen Andern denken konnten. Sie hatten kein Wort, keinen Gedanken, kein Gefühl, außer was Liebe für ihre eigenen Bücher und Haß gegen die Werke ihrer Zeitgenossen aussprach. —

Eines Tages hatte Si-Ho-Ti das Unglück, ein Bein zu brechen. Ein Literat, der zu seinen vertrauesten Bekannten gehörte, fand ihn auf seinem Lager, als eben die Operation der Einrichtung überstanden war, welche ein französischer Wundarzt aus Gefälligkeit vorgenommen hatte.

„Ach!“ sagte der Schriftsteller, „wie traurig, wie unglücklich!“

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete Si-Ho-Ti, den die sichtliche Bewegung seines Gastes rührte.

„Ja, es ist wirklich recht hart, daß Sie dieser Unfall gerade jetzt betroffen hat, denn ich wollte Sie eben um diese Stelle in meinem neuen Buche befragen, ehe es morgen herausgegeben wird.“

Das gebrochene Bein seines Freundes ärgerte den Autor nur, weil es ihm das Vergnügen raubte, seine eigenen Werke vorlesen zu können.

Vor allem fand es Si-Ho-Ti unmöglich, Männern zu vertrauen, welche sich selbst unter einander den möglichst schlechten Charakter beilegte. Wenn man diesen Literaten glaubte, so hatte es nie ein so neidisches, böswilliges, unwürdiges, unmoralisches Gezücht gegeben, als die Literaten von Peking waren. Jeder neue Bekannte erzählte ihm eine Anekdote von einem alten Bekannten, bei der ihm die Haare zu Berge standen.

Si-Ho-Ti wurde bestürzt. Er zog den Kreis seiner Gesellschaft immer enger zusammen, und beschloß, auf den Gedanken an Freundschaft unter Männern von ähnlichen Bestrebungen Verzicht zu leisten.

Die Schriften Si-Ho-Ti's waren selbst in den entferntesten Provinzen des himmlischen Reiches mit großem Beifall aufgenommen worden. Die Herren citirten ihn bei ihrem Thee und die Damen waren neugierig, ob er gut aussehe; aber dieser Beifall, dieses Interesse, das er erregte, erreichte nicht Si-Ho-Ti's Ohren. Er sah nicht das Lächeln, das er durch seinen Witz, noch die Thränen, die er durch seinen Pathos hervorrief: die Wirkungen seines Rufes zeigten sich ihm nur in den Schmähungen, mit denen ihn die Journale von Peking überhäuften. Dort las er jede Woche und jeden Monat, daß er nur ein gar armseliges Geschöpf sey. Ein Journal

nannte ihn einen Narren, ein anderes einen elenden Menschen, ein drittes erklärte ganz ernsthaft, daß er buckelig sey, und ein viertes, daß sich nichts von seinen Gesinnungen in den Werken des Confucius finden lasse.

In Peking gilt jede Andeutung auf Originalität für eine Angabe einer unverzeihlichen Schuld. Andere Journale mißhandelten ihn weniger, als sie ihn verunstalteten. Er fand seine Lehren in alle Gestalten verzerrt. Er konnte sie nicht vertheidigen, denn er fand es nicht der Würde gemäß, auf alle Peking Journale zu antworten, aber seine Schmeichler versicherten ihn, daß die Wahrheit am Ende doch obliegen, und daß die Nachwelt ihm werde Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Ach,“ dachte Si-Ho-Ti, „bin ich dazu bestimmt, mein ganzes Leben hindurch angeklagt und erst nach dem Tode freigesprochen zu werden? Soll mir erst Gerechtigkeit werden, wenn die Bosheit keine Macht mehr über mich hat? Das ist wirklich ein Unglück! — Sehr möglich, aber es war die nothwendige Folge des Rufes.“

Si-Ho-Ti fing jetzt an einzusehen, daß der Wunsch nach Ruhm ein Hirngespinnst sey. Er war jedoch noch leichtgläubig genug, einer andern, aber eben so trügerischen Chimäre nachzugehen. Er sagte sich: „Es war eitel und armselig von mir, daß ich zu glänzen begehrte. Ich will mein Herz zu einem edlen Ehrgeiz erheben und Andere zu belehren streben.“

Voll von diesem Gedanken, verfolgte Si-Ho-Ti jetzt eine ernstere, gründlichere Gedankrichtung, und wurde streng gewissenhaft in der Abfassung seiner Werke. Er wollte nicht mehr glänzend schreiben, sondern das Wahre entdecken. Er strich ohne Erbarmen die lebhaftesten Bilder, die schimmerndsten Aphorismen, wenn ihm nur ein Zweifel an ihrem moralischen Nutzen aufstieß.

Er verbrachte damit noch zwei Jahre des kurzen Jugend-Sommers und übergab der Welt die Früchte seines Studiums in einem Werke der sorgfältigsten Forschung. „Das wenigstens, kann man doch nicht schmähcn,“ dachte er, als er die letzte Zeile beendet hatte. Ach! wie sehr irrte er sich.

Si-Ho-Ti's Buch wurde von den Philosophen mit der nachlässigsten Kälte aufgenommen, und zwar erstens, weil die Peking Philosophen Schwärmer sind, und er sein System nicht auf Schwärmereien begründete, und dann weil sie auf Si-Ho-Ti außerordentlich eifersüchtig waren. Aber, o So! mit welchen Schmähungen und Verläumdungen wurde es erst von seinen alten Freunden, den Journalisten von Peking, beehrt! er hatte der Freund seines Geschlechtes seyn wollen, und wurde als der ärgste seiner Feinde verschrien.

„Ist das Ungerechtigkeit?“ rief Si-Ho-Ti sei-

nen Schmeichlern zu. „Nein,“ antworteten sie einstimmig; „nein, Fi-Ho-Ti, es ist der Ruf.“

Seines Ehrgeizes durch und durch müde, beschloß Fi-Ho-Ti sich wieder jetzt ganz dem Vergnügen zu widmen. Er schmauste wieder, und ließ sich Musik vormachen. Aber umsonst! Der Geschmack, die Lust war vergangen. Die ernstern Bestrebungen, denen er sich die letzten Jahre ergeben, hatten seinen Geist des Vermögens beraubt, die Genüsse der Freivolität zu würdigen. Er hatte eine Klust zwischen sich und seiner Jugend gebildet; sein Herz konnte nicht mehr jung seyn.

Er erkannte endlich den schweren Fluch der Auszeichnung. Wer berühmt ist, kann nie um seiner selbst willen geliebt werden! So wie er nicht wegen seiner Fehler, sondern wegen seines Erfolges gehaßt wird, so wird er auch nicht wegen seiner Talente, sondern wegen deren Ruf geliebt. Ein Mann von Ruf ist wie ein Thurm, dessen Höhe man nach der Länge seines Schattens mißt. Der empfindliche und hochherzige Fi-Ho-Ti überließ sich einer düstern Niedergeschlagenheit. Verkannt, verläumdete und verlästert, voll des Gefühls, daß ihn Niemand, außer aus Eitelkeit liebte, und daß er allein in der Welt unter seinen Feinden stehe, wurde er eine Beute des Menschenhasses, und vom ewigen Argwohn zernagt. Er mißtraute dem Lächeln Andreer. Die Gesichter der Menschen erschienen ihm wie Masken, er sah überall nur Trug. Und doch hatten diese Gefühle nicht in seinem ursprünglichen Charakter gelegen, der von Natur offen, heiter und voll Vertrauen war. War die Veränderung ein Unglück? Möglich; aber sie war die Folge des Rufes.

Um diese Zeit fing Fi-Ho-Ti auch an, die Folgen seiner schweren Studien zu empfinden. Seine Gesundheit nahm ab, seine Nerven waren angegriffen; er befand sich in der schrecklichen Umwälzung, in welcher der Geist, dieser rachsüchtige Arbeiter, seinen Bohn an dem geschwächten Werkmeister, dem Körper, austüßt. Er war nur noch der Schatten seines frühern Ich's.

Als er eines Tages an einem der Bäche stand, welche die Gärten von Peking durchschneiden, und nachdenkend auf das Wasser blickte, lösten sich seine bitteren Traumgedanken in folgende Worte auf: „Ach!“ dachte er, „warum ward ich je unzufrieden mit dem Glücke? Ich war jung, reich und heiter; das Leben war mir ein unaufhörlicher Festtag; meine Freunde hatten mich gern um meiner selbst willen, Niemand haßte, verhöhnte, beneidete mich. Wie dieß Blatt auf dem Wasser, so hüpfte meine Seele fröhlich über die Wogen des Lebens. Aber Muth, mein Herz! Ich habe doch wenigstens etwas Gutes gethan; Wohlthaten muß Dankbarkeit erzeugen. Der junge Pfi-tsching zum Beispiel. Der Gedanke, daß er mich lieben muß, macht mir Freude; ich habe sein Glück begründet, ihn aus seinem Dunkel zu Ruf hervorgebracht, denn es ist noch immer meine Art gewesen, auf Niemand eifersüchtig zu seyn.“

Pfi-tsching war ein junger Dichter, der Secretär bei Fi-Ho-Ti gewesen war. Der Gelehrte hatte in dem jungen Mann Genie und unersättlichen Ehrgeiz entdeckt, seine Bestrebungen geleitet und berathen, und ihm zu Vermögen und Ansehen verholfen. Pfi-tsching gelobte ihm ewige Dankbarkeit.

Während Fi-Ho-Ti sich so mit dem Gedanken in Pfi-tsching's Liebe tröstete, traf es sich, daß Pfi-tsching

und einer der Moeophilosophen, welchem die öffentliche Stimme den zweiten Rang nach Fi-Ho-Ti einräumte, an dem Ufer des Flusses vorbeikamen. Ein Baum entzog Fi-Ho-Ti ihren Blicken; sie waren in einem ernsthaften Gespräche begriffen, und Fi-Ho-Ti hörte seinen Namen mehreremals nennen.

„Ja,“ sagte Pfi-tsching, „der arme Fi-Ho-Ti kann nicht mehr lange leben, seine Gesundheit ist gebrochen. Wenn er todt ist, verlieren Sie einen furchtbaren Nebenbuhler.“

Der Philosoph lächelte. „D ja, es wird allerdings ein Stein weniger in meinem Wege seyn. Sie sind ja wohl beständig um ihn?“

„Allerdings. Er ist ein liebenswürdiger Mann; aber die Wahrheit ist eigentlich, daß ich, seit ich weiß, daß er nicht mehr lange leben kann, ein Journal über seine letzten Tage führe; denn ich denke, die Geschichte meines trefflichen Freundes zu schreiben. Ich bin überzeugt, daß es interessiren und großen Absatz finden wird.“

Beide gingen vorüber.

Fi-Ho-Ti starb nicht so bald, als man gedacht hatte, und Pfi-tsching gab nie das Tagebuch heraus, von dem er sich so großen Vortheil versprach. Aber Fi-Ho-Ti zeichnete sich von jetzt an nicht mehr durch Herzensgüte, noch durch die Philantropie seiner Ansichten aus, und man sprach nur von der Bitterkeit seiner Stimmung und der Schärfe seiner Satyre.

Er erhob sich nach und nach zu den höchsten Würden im Staate, und erhielt, als ein neuer Kaiser den Thron bestieg, den Befehl, sich eine Gunstbezeigung auszubitten.

Das Amt eines Tsung-tuch (oder Vicekönig) in der reichen Provinz Tsching, war eben erledigt. Die Höflinge erwarteten athemlos, daß er um diese Stelle anhalten würde. Der Kaiser lächelte gnädig — denn es war die Würde, die er insgemein Fi-Ho-Ti schon zugebacht hatte. „Sohn des Himmels und Gebieter einer Miriade von Jahren“ sagte der Günstling, „so erlaube denn Deinem Diener, daß er sich in eins der Klöster von Kai-son-gu zurückziehe, und seinen Namen vertausche.“

Die letzte Hoffnung, die Fi-Ho-Ti auf Frieden hatte, war, daß er seinem Rufe entflohe.

Sylbenrättsel.

(Zweysylbig.)

Du heisstest, Freund, mir tiefe, tiefe Wunden,
Du pflegtest meiner, als mich an des Grabes Rand
Mein feindlich Los geführt, mir jede Hilfe schwand;
Du hast durch's Ganze mich auf ewig Dir verbunden.
Nie mög' um's Erste, das der Himmel Dir verlieh'n,
Des Mißgeschickes Dunkelheit sich zieh'n!
Nur Blumen mögst Du auf des Lebens Pfade finden —
Doch nimmer kann der Wunsch mich meiner Schuld entbinden.

Gern gäb' dem Schicksal ich, das mich an's Lager band,
Zur Ausöhnung die neubelebte Hand,
Wenn nur es freundlich mir vergönnte,
Daß durch des Letzten angestrengte Mühe
Ich freudig Dir beweisen könnte,
Wie heiß in meiner Brust mein Dankgefühl Dir glühe.

Auflösung des Rätfels aus dem Jlyr. Blatte Nr. 44:
Vogelbauer.